

Jahreswende im Urwald

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gesundheitsnachrichten / A. Vogel**

Band (Jahr): **31 (1974)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-551164>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jahreswende im Urwald

Schon einige Tage war ich auf einem Nebenfluss im Quellgebiet des Amazonas unterwegs, und zwar in einem Einbaum zusammen mit meinem Schweizer Kollegen und zwei Indianern. Tags zuvor, am Silvester, hatten wir einen heftigen Sturm mit typischem Tropenregen erlebt. So nahm denn das alte Jahr höchst unfreundlich von uns Abschied, denn das Wetter war dermassen unbeherrscht, dass wir uns auf dem Fluss einfach treiben lassen mussten. Tatsächlich wussten wir nicht mehr, in welcher Richtung wir dahinfuhren. Alle viere waren wir eifrig damit beschäftigt, mit einem Gefäss das Wasser aus dem Boot zu schöpfen. Mit Mühe nur konnte ich meine Foto- und Filmapparate nebst den Reservespulen in einem Plastiksack vor dem Regenwetter schützen. Wie gut war es doch, dass die Indianer vor unserer Abfahrt in Yurimagua meiner Anregung Folge geleistet hatten, denn nun schützte mich in der Mitte des Einbaumes ein Dach aus Palmenblättern. Dessen Geflecht war dermassen fein geartet, dass es keinen Regentropfen durchliess, wiewohl es wie mit Kübeln goss. Ein Tropenregen ist in der Regel so stark, dass man wirklich sagen kann, es seien alle Schleusen des Himmels geöffnet worden. Aber schon innert einer halben Stunde mag der ganze Schreck vorbei sein, so dass wir uns erneut der heissen Tropensonne erfreuen und alles andere vergessen können. Beizeiten, also vor Einbruch der Dunkelheit, stoppten wir unsere Fahrt, sobald uns eine indianische Wohnstätte zur Nachtruhe einlud. Wie gewohnt schickten wir einen der Indianer als Boten zum Vorsteher oder Häuptling der Siedlung, um von ihm die Uebernachtungserlaubnis zu erbeten. Unsere Anfrage enthielt jeweils die Erklärung, es handle sich um zwei Weisse, die als Fremde ohne irgendwelche Waffen nur vorübergehend Unterkunft benötigten, da sie nicht zu bleiben beabsichtigten. Der eine von ihnen sei ein Brucho, was in unserer Sprache Arzt, in der ihrigen aber Medizinmann be-

deutet. Diese Auskunft genügte, um jeweils die Bewilligung zum Bleiben erhalten zu können. Wir konnten auch damit rechnen, dass eine solche Einladung für eine gesicherte Unterkunft bürgte, ja, sie gab uns sogar die Gewähr, als Gäste verköstigt zu werden. Nie aber sollte man sich eigenmächtig, ohne zuvor ein Einverständnis einzuholen, in eine solche Siedlung begeben.

Wie üblich erhielten wir auch an diesem Silversterabend ein Eintopfgericht von Fisch, Yuccawurzeln und Bananen. Wir waren diese gekochte Einheitskost bereits gewohnt. Zum Abschluss der Mahlzeit erhielten wir noch Papayafrüchte, die mir natürlich herrlich mundeten, und ausnahmsweise gab es auch noch Mangos dazu, die leider zwar stark nach Terpentin rochen, aber trotzdem schmeckten sie mir gut. Wenssichon unsere Gedanken im stillen nach Hause schweiften, wo unsere Freunde Silvester feiern mochten, fühlten wir uns dennoch in der einfachen Hütte inmitten der braunen Gestalten wohl. Nach einem mehr oder weniger erholsamen Schlaf ging die Nacht zu Ende. Wir waren froh, uns von unserer harten Schlafstätte erheben zu können, denn wie üblich diente der Bambusboden als Bett. Die kleinste Ritze, die dieser Boden aufweisen mochte, erblickten die Moskitos jeweils als Einsteigestelle in unser Moskitonetz, das selbst auch nicht immer völlig einwandfrei war, so dass wir einen stetigen Kampf mit diesen lästigen Insekten führen mussten, waren sie uns doch als gefährliche Krankheitsüberträger zur Genüge bekannt.

Ein befriedigender Neujahrstag

Nun aber verscheucht der Neujahrstag alle Bedenken in uns, hatten wir doch beschlossen, ihn in der Siedlung zu verbringen, um uns mit den verschlossenen Indianern ein wenig unterhalten und anfreunden zu können. Es war zwar keineswegs leicht, sie in ein Gespräch zu ziehen, schon

weil wir uns in ihrer eigenen Sprache nicht zu äussern vermochten. Wohl war uns einer unserer indianischen Begleiter als Dolmetscher dienlich, aber das erschwerte eigentlich die Verbindungsmöglichkeiten noch mehr.

In der Regel ist man zur Zeit der Jahreswende unwillkürlich etwas besinnlicher, besonders wenn man allein im Urwald sitzt, 2000 km von der Zivilisation entfernt. Unwillkürlich hält man Abrechnung mit der Vergangenheit und prüft das Inventar dessen, was man erreichen konnte, während man missbilligend auf das herablickt, was einem misslang. All diese Ueberlegungen veranlassten mich, die Gelegenheit zu benützen, den geistigen Horizont meiner Gastgeber etwas erweitern zu helfen. Sie sprachen zwar nicht sonderlich auf meine Erzählungen über die grossen Siedlungen der Weissen oder über die Tierwelt Afrikas an. So musste ich mir ihre Aufmerksamkeit mit etwas anderem zu gewinnen suchen, musste einen Anknüpfungspunkt wählen, der ihnen bereits vertraut war. Als ich daher anfang, ihnen von dem grossen Geist, den sie verehren, ausführlicher zu berichten, da wurden sie ganz Ohr und gespannt waren ihre Augen auf mich gerichtet. Ich erwähnte, dass eben dieser grosse Geist alles erschaffen habe, die wunderbare Pflanzenwelt, die Tiere und auch uns selbst. Natürlich verirret ich ihnen auch, dass dieser Erhabene treuergebene Männer beauftragt habe, unter der Wirksamkeit seines Geistes ein wirklichkeitstreu Buch zu schreiben, um uns Menschen dadurch mit vergangener Geschichte und zukünftigen Geschehnissen bekanntzumachen. Diesmal hatte ich es mit meinem Thema wirklich getroffen, denn ihre ganze Aufmerksamkeit war meinen Worten zugewandt. Besonders gespannt hörten sie meinen Erklärungen über die Wesensart böser und guter Geister zu, denn der Geister- und Dämonenglaube ist unter den Naturvölkern stark verbreitet. Krankheit, Tod und alles Missgeschick schreiben sie unwillkürlich den bösen Geistern zu, weshalb sie solche

fürchten und sich bemühen, nicht etwa ihr Missfallen zu erregen. Es beruhigte sie daher, als ich ihnen erklären konnte, dass die Macht der bösen Geister beschränkt sei, ja, dass das erwähnte heilige Buch sogar berichte, dass der grosse Geist verheissen habe, die Erde von aller Bosheit, aller Trauer, allem Schmerz und Kummer zu befreien, so dass keine Tränen mehr zu fliesen brauchten. Eine solche Aussicht gefiel ihnen sichtlich, denn ihre Augen begannen immer mehr zu leuchten. Keine Pfeile, keine Blasrohre, keine Feuerwaffen würden mehr den Tod herbeiführen, weil dann alle Menschen den Sinn wahren Friedens in brüderlichem Einvernehmen erfassen und bewahren könnten. Manch heimliche Träne rollte bei dieser Aussicht über die braunen Wangen, fürchteten sich doch diese Urwaldbewohner vor der Macht der Weissen, die ihnen schon so viel Böses zugefügt hatten. – Ueber ihr Geschick nach dem Tode schienen sie keine klare Vorstellung zu besitzen, während die nordamerikanischen Rothäute an die ewigen Jagdgründe oder so etwas Aehnliches glauben. Der Glaube an eine Wiedererschaffung der Toten im Sinne einer Auferstehung scheint ihnen fremd zu sein, doch sind sie nicht abgeneigt, mehr darüber zu erfahren, besonders, wenn sich dies unter besseren äusseren und inneren Verhältnissen abspielen würde.

Zusätzlicher Gesprächsstoff

Noch manch andere Themen kamen zur Sprache, denn so vieles war für sie neu. So verstanden sie nicht ohne weiteres, dass die Ehe und Familie eine als von Gott gewollte Einrichtung hochgehalten und geschätzt werden sollte, denn ihre eigenen Sitten und Gebräuche entsprechen solchen Forderungen nicht. Natürlich erwähnte ich ihnen nichts über den bedenklichen Wandel, den die westliche Welt in der Hinsicht immer mehr begrüsst und einschlägt, wiewohl sie wissen dürfte, dass eine gute Ehe die Grundlage einer gesunden, starken Familiengemeinschaft darstellt und lauter solche Familien für das Wohl eines

glücklichen Volkes bürden. – Selten begegnet man solch aufmerksamen Zuhörern, wie es diese geistig hungrigen Urwaldindianer waren. Sogar über die drohende Bevölkerungsexplosion konnte man mit ihnen sprechen, doch schienen sie dabei nach ihrer Art zu überlegen, ob man den Ueberschuss an Menschen nicht einfach töten und aufessen könnte, um das Problem zu lösen? Solche Gedanken sind ihnen nicht fremd, da noch viele Indianer Kannibalen sind, denen es nicht ohne weiteres einleuchten will, dass man den getöteten Gegner nicht verspeisen sollte. Wieder hatte ich Gelegenheit, meine Zuhörer auf das erwähnte, heilige Buch hinzuweisen, bestand doch sogar die ursprüngliche Speise der Tiere aus dem Kraut des Feldes, weshalb auch eine diesbezügliche Wiederherstellung früherer, idealer Verhältnisse in Aussicht gestellt wurde, indem alsdann kein Geschöpf mehr seinen Hunger durch den Tod eines anderen Geschöpfes zu stillen braucht, denn selbst der Löwe wird dann wieder, wie im Anfang der Schöpfung, Stroh fressen wie das Rind. Sonderbar, welche einleuchtende Gedanken dieses unbekannte Buch zur Lösung der Probleme doch darzubieten hatte! Das dachte ein jeder meiner Zuhörer im stil-

len, und es gab ihnen Stoff zu versöhnlichen Ueberlegungen.

Als wir am folgenden Tag unseren Einbaum wieder bestiegen, versammelte sich die ganze Siedlung am Flussufer, wobei alle Anwesenden wetteiferten, um uns die schönsten Früchte übergeben zu können. Ich hatte ihren geistigen Hunger genährt und sie drückten ihren Dank mit der Gabe buchstäblicher Speise aus. Für sie und für mich war dieser Neujahrstag im Urwald interessant und inhaltsreich gewesen. Er zeigte mir lebhaft, was unsere weissen Vorfahren doch den Ureinwohnern von Nord-, Zentral- und Südamerika gegenüber versäumt hatten, indem sie Gold und andere Schätze forderten, statt ihre empfänglichen Herzen mit geistig erfrischender Nahrung zu füllen. Aber es war damals schon wie heute, denn sie waren selbst nicht von dem erfüllt, was sie zu sein vorgaben, weshalb sie auch ihre Aufgabe nicht lösen konnten, sondern im Gegenteil, von Habgier und religiösem Fanatismus angetrieben, mit harter Faust sämtliche Indianerkulturen zerstörten. Nur spärliche Ueberreste stehen den Archäologen heute noch zur Verfügung, um uns vor allem vom Leben der Maya- und Inkaindianer eine schwache Vorstellung darbieten zu können.

Heilwirkender Widerstand

Der Widerstand, den unser Körper leistet, wenn er unter Störungen und Schädigungen irgendwelcher Art zu leiden hat, kann sich heilsam auswirken, sobald wir ihn mit unserem Verständnis unterstützen. Wenn er die Nahrung verweigert, weil er voll Protest hinauswirft, was ihm Ungutes zugemutet wird, dann sollten wir ernstlich nach den Ursachen Ausschau halten und sie gewissenhaft zu vermeiden suchen. Mit Einsicht und gutem Willen können wir nämlich die sehr schädigende Schlecksucht überwinden; wir können auch unser Augenmerk auf einwandfreie Nahrung richten und alles Verdorbene ausschalten. Auch was mit Insektiziden oder anderen

schädigenden Einflüssen vergiftet worden ist, sollten wir entsprechend prüfen und uns vor dessen Genuss hüten. Solange unser Körper nicht einfach nur hinnimmt, was man ihm zuführt, sondern statt dessen prüfend darauf anspricht, indem er gegen alles Widerstand leistet, was ihm Schaden zufügen kann, können wir sein Verhalten als verhältnismässig normal bezeichnen. Wenn er uns mit hohem Fieber meldet, dass er vieles zu vernichten und zu verbrennen hat, weil er all dies nicht gut auf andere Weise unschädlich machen kann, sollten wir diese günstige Vorkehrung nicht etwa verständnislos zu unterdrücken suchen, sondern begreifen lernen